

Kitty macht Schluß

„Auf alle Fälle,“ erklärte Gregor, „das muß gefeiert werden.“

„Das“ war Kittys Geburtstag. Sie wurde am nächsten Sonntag zwanzig. Sie hieß natürlich nicht Kitty — wer heißt denn Kitty außer Romanfiguren? Tatsächlich stammte der Name auch aus einem Buch, in dem eine gewisse Kitty vorlam, die auch eine Stupsnase hatte.

Sonst war Kitty — die richtige, nicht die im Buche — aber in Ordnung und sehr angenehm. Womit nicht gesagt sein soll, daß die Stupsnase unangenehm war; ganz im Gegenteil. Kitty war schlau, gestrafft, geschmeidig und hätte mit ihrer braunen Haut, ihren dunklen Augen und dem schwarzen Haar, mit der nicht zu hohen, aber freien, schönen Stirn und dem vollen und trotzdem energiegelassen Mund nach beßer römischer Manier ausgesehen, wenn nicht die Stupsnase gewesen wäre. Aber vielleicht haben selbst Römerinnen manchmal Stupsnasen.

Auf alle Fälle nahm Herrmann an der Nase nicht Anstoß. Nur in den letzten Wochen hatte Kitty gewisse Gefürchtungen. Er vergaß nebenfällige Kleinigkeiten, verspätete sich, war manchmal geistesabwesend und überhörte eine Frage. Und es kam ihr vor, als verstünde er sich mit Meta, die er nie sonderlich gemocht hatte, auf einmal ganz gut. Kurzum, Kitty war auf der Hut, aber ohne sonderlich beunruhigt zu sein. Sie wußte, daß sie ihn liebte, und natürlich konnte es nicht anders geworden sein, irgendwas Wesentliches konnte sich bei ihm nicht geändert haben. Sie war aus seinem Leben ebensowenig hinauszuversen wie er aus ihrem. Soweit Kitty.

Die Feier war beschlossene Sache. Wo und wie machte keine lange Diskussion nötig. Die Berge waren seit einem Monat verschneit, und als Willi vorschlug, aus dem festlichen Anlaß das Wochenende auf dem Ranken zu besuchen — in einem Tonfall, als habe er Amerika entdeckt — wurde diese Idee mit gebührender Anerkennung akzeptiert. Tatsächlich hätte von der Bande jeder dasselbe vorgeschlagen; denn am Samstag mit den Brettern auf den Ranken zu steigen, war ihnen so selbstverständlich wie Ein- und Ausatmen.

Nach dem Mittagessen zogen sie los. Die kleine Stadt lag unter einer niedrigen Nebeldecke; der Schnee war ordentlich, aber etwas angefeuchtet; Harry zog ein Gesicht: „Haull!“

Trudel schraubte: „Arr! Wenn's droben auch so aussieht, geh ich nicht aus der Bude.“

Kitty schnüffelte. Ihre Nase schien dazu besonders geeignet. Sie liebte dieses Gemisch von Nebelgeruch und Duft der harzigen Tannenzweigen. Was sie betraf, so hatte sie nichts gegen den Nebel. Sie konnte stundenlang droben im Nebel laufen. Man sahnte durch das reine Nichts, allein mit sich, nur das feine Summen der gleitenden Bretter im Ohr. Man untersah keine Geländelinien; aber wer seinen Berg kannte, wußte, jetzt mußte gleich halbwegs ein Felsbrocken auftauchen — und da war er. Und in einigen Sekunden würde der Waldrand sichtbar werden — und da fing es schon an, in der

weißen, stummen Beere um einen schimmernden leichten Gran auf, wurde dunkler, bekam Umrisse: schon traten die Stämme der Bäume hervor. Entschieden: es war herrlich, im Nebel zu stiern!

„Rebel,“ sagte Herrmann, „und wenn auch. Droben scheint vielleicht die Sonne.“

Er behielt recht. Droben schien die Sonne auf ein weites, ruhig wogendes Vollenmeer, in dem die Stadt und die ganze Welt versinkt lag; nur die Stämme der Berge ragten wie Inseln hervor. Es war, mit einem Wort, großartig, und der Geburtstag versprach herrlich zu werden.

Sie gingen ins Rankhaus, legten die Rucksäcke ab und setzten noch zwei Stunden über die Halden. Ausgereicherter Schnee, körnig, trocken — kurzum: ideal. Kitty kam frisch und aufgewulvert zum Rankhaus, als es schon Nacht war.

Alle Gedanken ans Büro waren weggeblasen; aber die waren eigentlich schon fort, seitdem sie, beim Aufstieg, in den Wald eingetreten waren. Kitty war immer ganz bei der Sache, bei der sie gerade war.

Herrmann war noch nicht zurück, und auch Meta fehlte. Kittys Brauen zogen sich einen Moment zusammen. Erst jetzt fiel ihr ein, daß sie ihn nicht mehr gesehen hatte, seit die Bande vom Rankhaus ausgeschwärmt war. Aber es war ihre eigene Schuld; sie war gleich schätzig den Notgang hinabgekauft, ohne sich nach ihm umzusehen. Immerhin, nun hätte sie es: alle anderen waren da, nur die Weiden nicht. Ihre Stirn hatte sich längst wieder geglättet; aber dahinter ging verschobenes vor.

Unter den anderen Gästen waren manche, die man kannte. Der Ranken hatte seine kleine Gemeinde. Er lag etwas abseits von der Geerstraße der Touristen, und was sich da sommers und winters traf, war eine kleine Schar von Leuten aus den paar Städtchen der Umgegend, lauter Volk, das in diesen Berg etwas verliebt war. Manche Genossen darunter. Unter ihnen Hans, ein Lehrer aus der Nachbarstadt, der Kitty gewöhnlich rasend machte, weil er so linksch und ungeschickt war. Sie nannten ihn „Schulmeister“, und Kitty sagte zu ihm „Tolpatz“. Freilich nur in Gedanken; denn kränken wollte sie ihn schließlich nicht.

„Hallo,“ sagte sie, „und setzte sich zu ihm. „Was denkst du?“

„Nichts.“ Er grinste, die Pfeife zwischen den Zähnen und wurde rot.

„Mensch,“ rief sie, „du erdöstest ja wie ein Mädchen.“

„Bitte, sei still,“ murmelte er, da die anderen aufschrien, und fing an, umständlich in seiner Pfeife herumzustochern.

Kitty tat er leid. Sie tätschelte seine Hand und sagte: „Nichts für ungut. War nicht böse gemeint.“

Harry, der ans Telefon gerufen worden war, kam zurück und sagte: „Herrmann hat angerufen. Sie sind in St. Peter. Metas Bindung ist gerissen, und bis sie geflickt ist, wird es

spät. Sie übernachteten drüben.“ Er sagte es auf ganz besonders nebenfällige und selbstverständliche Weise und schaute Kitty nicht an. Einen Augenblick gab es ein ungeschicktes Schweigen, dann fingen plötzlich alle an lärmend und lustig zu reden. Der Tolpatz sah da und rauchte die Pfeife.

Kitty machte mit. Aber eine halbe Stunde später ging sie raus. Die Nacht war kalt; der Mond schien und die Sterne glitzerten scharf. Der Nebel war gewichen; man sah die Wälder schwarz über den weißen Schneeflächen stehen; im Tal lag, mit tausend Lichtern die Stadt, ringsum, an den Hängen der Berge schimmerten rötlich die Lampen in den Bauernhäusern. Alle diese Lichter hatten etwas von großer, wärmender Geborgenheit um sich, sagten: „Daheim“ und „Glück“. Kitty kam sich hundelnd und verlassen vor. Es fror sie.

Sie trat zu den Stiern, die noch rings ums Haus im Schnee siedeten und furios und verlassen ausliefen. Sie zog ihre heraus, wuschte mit der Hand sorgfältig über die Unterseite; gegen die Mitte des Brettes, da wo es aus dem Schneehaufen in die Luft eingekletet war, waren die Schneereize schon gefroren; sie mußte sie abkratzen.

Sie schnalzte die Bretter an, zog den Schal fest um den Hals und ging los. Sie wußte alles überdenken; aber es war eigentlich gar nicht so viel zu denken. Alles war aus. Kitty wußte, immer, was zu tun war; ihre Stupsnase gab ihrem Gesicht etwas Leichtsinnes, Sorgloses, Schludriges; in Wirklichkeit war sie aber ein festes, entschlossenes Persönchen. In ihrer Welt gab es nur gerade Linien, kein Ausweichen, kein Zwielfelt; sie mußte klare Verhältnisse haben, und wenn sie die nicht hatte, schuf sie sie sich. Sie konnte nichts hängen lassen; was unklar war, mußte sofort geregelt werden. Und als sie jetzt zum Hornbuck hinauffing, um nachzudenken, da wußte sie schon beim Weggehen, was sie wollte.

Sie wußte, daß sie es nicht ertragen würde, Herrmann morgen ankommen zu sehen, mit gewungener Natürlichkeit, und seine gemachte Anwesenheit, seine Miße, Worte, Gesten hinzunehmen, die vielleicht wahr waren, wenn sie auch schon, ohne daß er es wußte, seinen Verrat vorbereitet. Es war ihr vollkommen gleichgültig, ob zwischen den beiden wirklich etwas geschehen war und was. Sie wußte, daß er sie verließ, wenn er sie nicht schon verlassen hatte, und das war das Entscheidende. Nicht wie weit die beiden gegangen waren, spielte eine Rolle, sondern daß sie überhaupt von ihr und den anderen isoliert waren, miteinander für sich waren, sich stundenweit in die Wälder geschlagen hatten. Sie wußte, was los war, und sie hatte die Nase voll. Sie hielt es, kurz gesagt, nicht aus, denn sie liebte Herrmann. Sagte sie sich.

Auf der Kuppe des Hornbuds machte sie einige Minuten Halt. Vom Rankhaus bis hierher mußte sie eine Stunde gebraucht haben. Man konnte gerade noch sein kleines, gelbliches Licht erkennen. Die Täler lagen dunkel; die

Lichter an den Hängen waren verschwunden, die Bauern lagen im Bett. Selbst das Städtchen drunten war nicht mehr so hell.

Sie schaute über die breite, abfallende Fläche hinab, die zum Großen Felsen führte. Man konnte alles in einem Zug machen. Ein heraufgehender, letzter Flug übers Schneefeld, einige Minuten Seligkeit und dann über die Platte des Großen Felsens, der weit übers Tal hinausging, mit dem ganzen tausenden Schwung dieses Anlaufs, ins Leere. So hatte sie sich's den ganzen Weg her vorge stellt.

Aber die weite, schimmernde Fläche lodte. Der letzte Schnee von gestern lag unberührt vor ihr. Keine einzige Furche zeichnete die vertrauten, anreizenden und erregenden Furchen in das weiße Tuch. Die Luft, dieses prachtvolle, ungepflügte Schneefeld zu durchkreuzen, den süßen Schwindel des Abtauens über den Steilhang auszukosten, packte sie. Sie ging leicht in die Knie, legte den Oberkörper sacht nach vorn und stieß ab. Der Wind strich ihr kalt über die Schläfen, fuhr ihr in die Lade; sie fühlte es nicht. Sie glühte von innen her. Sie war, was jeder Eskiläufer ist, wenn das Brett faßt: ein in jeder Faser brennender Trunkener, unempfindlich für Unannehmlichkeiten, ein Stück Natur, eine unpersonliche, elementare Kraft. Wenn das Brett faßt, ist der Eskiläufer kein Körper mehr, den äußere Dinge stören können: er ist nur Herz und Lust.

Kitty schob in pfeilgerader Linie den Gang hinab und kam mit glühenden Wangen drunten an. Sie stieg zurück, abwechselnd mit Krepfen und Grätschritt, und flog zum zweiten Mal übers Feld, diesmal in weiten, tollkühn ausgeschwungenen Schlangenlinien. Es war nichts in ihr als Glück und Rausch.

Als sie zum vierten oder fünften Male zum Bud zurückkam, lag die Stadt drunten fast im Dunkel. Nur noch einige Straßenlaternen brannten. Mitternacht mußte vorüber sein. Jetzt war sie Zwanzig; ihr Geburtsstag war da. Mit diesem Gedanken kam alles zurück. Wenn man Geburtsstag hat, darf man sentimental sein und Kitty leistete es sich. Es war schon egal; niemand würde es wissen, denn bald war alles aus. Sie setzte sich in den Schnee und fing an, still vor sich hinzuhäuteln. Es tat wohl; aber es änderte nicht an allem. Als sie fertig war, schneuzte sie sich, griff in die Lade und steckte eine Zigarette an. Sie nahm sie aus dem Mund, schaute sie an und sagte laut: „Die letzte.“ Die Worte fielen wie ins Leere, klangen sonderbar hölzern. In der Tat waren sie ja auch, auf dieser kahlen Berghöhe, in die leere Luft gesprochen.

Langsam rauchte sie die Zigarette zu Ende; dann warf sie sie fort und richtete sich auf. Dort drunten war der Große Fels, und in wenigen Minuten — Es war ein sonderbarer Gedanke, wie von einem anderen Menschen: sie kam sich selbst fremd vor. Einen Augenblick lang war es ihr, als habe sie keinen Grund mehr unter den Füßen, als hinge sie schwebend in der Luft.

Und in diesen leeren Moment hinein sagte Hans: „Hallo. Wie denkst du über's Heimgehen? Übrigens gratuliere ich dir hiermit als Erster zum Geburtsstag.“

Kitty starrte ihn an. Dann schrieb sie: „Du Trottel! Kannst du mich nicht in Ruhe lassen!“ Sie mußte schreien, sonst hätte sie gehaut. Sie hob die Faust, um ihn ins Gesicht zu schlagen.

Er war langsam und linksch und ein Tolpatsch; aber die Faust ertönte er doch und hielt sie fest. Und während er sie hielt, sagte er: „Komm, bevor dich die anderen finden. Sie sind alle losgetigert, um dich zu suchen. Ich

hoffe, sie haben nicht an den Großen Felsen gedacht; aber ich bin nicht sicher.“

Sie biß sich auf die Lippen, dann sagte sie: „Und du, du hast drangebadt? Warum?“ „Ach weicht du,“ sagte er, während er mit dem Finger die Nase niederdrückte; erst jetzt fiel ihr auf, daß er die ganze Zeit über die Pfeife zwischen den Zähnen gehalten hatte. „Wir Schulmeister sind manchmal ein wenig Psychologen. Primitive, aber immerhin. Und dann war ich ja schließlich auch besonders interessiert.“ Er schaute noch immer schräg auf den Felsenkopf.

Nun war es ein wenig still. Kitty mußte das erst schluden; aber sie war nicht schwer von Begriff, und sah sich dieses Stück Mensch an, diesen Tolpatsch, der ihr auf diese unverfrorene und nebenhändige Weise seine Liebeserklärung gemacht hatte. Er stand da, edig und mager, auf seine Stöße gestützt, die Pfeife im Mund, einen hellen Haarstreifen unter der Kappe über die Stirn gezogen. Nie hatte sie ihn in Gedanken auf diese Weise mit sich in Beziehung gebracht. Und sie hatte aus Kinderzeiten her Schulmeister. Wie konnte er sich unterziehen?

Was, dachte er, könne sie an ihm reizen? War er etwa ein schöner Bursch? Er war's nicht. Aber wie sie ihn so beschaute, erstaunt und verwirrt, spürte sie etwas, was sie noch nie gefühlt hatte: es lag etwas über ihm, das Vertrauen auf sie ausströmte, ein Gefühl von Geborgenheit ging aus von ihm, er war die personifizierte Zuverlässigkeit.

Er hob den Kopf. „Na?“ Kitty war zum ersten Male nicht der entschlossene Mensch, der sie im allgemeinen war. Zum ersten Male duldete sie eine unentschiedene Situation, ja, lehnte ab, eine Entscheidung zu fällen, um die sie gebeten war. Sie schaute ihm in die Augen, gute Augen dachte sie, und ins Gesicht — ein recht angenehmes Gesicht, sagte sie sich, und jetzt sieht er geradezu bubenhaft lieb aus.

„Gib die Hand,“ sprach sie, „bevor wir zum Rathaus zurückkehren, wollen wir zu zweit nochmal da runterjurren.“

Er sah sehr zufrieden aus, zufrieden und sicher und gar nicht mehr tolpatschig.

Peter Lindt.

Nein! / Eine Erinnerung

Das Gebäude, in dem man die Stabsbildabteilung der Armee untergebracht hatte, war ein zweistöckiges Haus, wie so viele andere Häuser in nordfranzösischen Kleinstädten auch. Es lag an der Hauptstraße dieses deutschen Stappenortes, gegenüber dem Armeoberkommando. Aus einem Türmchen auf dem Dach trock ein Gebirg von Telefonleitungen, die Wände — re. mit einer schmutzgrünen, unsympathischen Farbe gestrichen. Der Zugang führte von einer Seitengasse aus über einen großen Hof, auf dem sich die Raden der Urlaubersammelstelle befanden. Ueber der Tür hing, nur noch an einem Nagel, eine uralte, unleserliche Hausnummer, ein Posten stand unter ihr und packte auf, daß kein Unbefugter die Räume der Bildabteilung betrat.

Es war, wie gesagt, ein ganz gewöhnliches Haus, das sich durch keine Besonderheiten vor anderen auszeichnete, und niemand, der an ihm vorbeiging, hätte ihm ansehen können, daß in ihm ein unheimliches Gespenst umging: Die Wahrheit. Die Wahrheit über alles, was an der Westfront geschah. Und seit einigen Monaten wußten wir auch, wie diese Wahrheit hieß. Sie hieß: Unabänderliche Niederlage, Zusammenbruch.

Von Tag zu Tag rascher rückten die roten Linien des Feindes auf unseren Staken vorwärts, triumphierend: „Wir gewinnen den Krieg! Wir gewinnen den Weltkrieg!...“ — „Wir werden überrannt! Wir zerreißen!“ schrien die blauen vergeblich um Hilfe.

Mit jedem Tag waren die Stapel Fliegeraufnahmen von den feindlichen Stellungen, die wir von den Flugzeugabteilungen geliefert erhielten, ein wenig, aber doch merkbar niedriger, denn immer mehr von unseren Fliegern wurden abgeschossen, immer seltener gelang es, über die Linien des Gegners zu kommen. Artillerie und Munition wurde knapper und knapper, und somit die Beschuhmeldungen auf unseren Arbeitstischen kürzer und kürzer. Aber ins Riesige wuchsen die Zahlentolonen der Licht- und Schallmeßtrupps, die von der feindlichen Artillerietätigkeit berichteten. Die Aussagen der Espione und Mittelstämme, die Meldungen von den Frontdivisionen, die Telegramme, die nach Verstärkungen, nach Ersatz riefen — alles stellte fest: Unaushaltig ist die Niederlage.

Wierzehn, sechzehn, achtzehn Stunden an

Tagen sahen wir an unseren zettelüberfluteten Tischen, werteten das einlaufende Material aus, zeichneten bunte Linien und Punkte, Ringe, Kreuze und Ausrufezeichen in die Westschblätter und Generalkarten, legten Statistiken an und schätzten dann die Dokumente des Untergangs in komplizierte Kartotellen.

Nur selten unterbrachen wir unsere geheime Arbeit für einige Minuten und debattierten über das, was wir erfahren hatten. Etwas damals, als eine Division Slowaken in letzter Stunde Deutschland vor dem furchtbaren Schicksal eines Frontdurchbruchs bewahrte. Oder als die Amerikaner ihre ersten Versuche mit einem neuen Gasstoff anstellten und von allen Stellen der Front in dringenden Telegrammen das Entsetzen gellte: Unsere Gasmasken schützen nicht! Wir sind vollkommen wehrlos!...

Der alte Feuerstein, der viel zu weichherzig und gutmütig war für diesen Krieg, der stand dann manchmal noch eine Weile am Fenster und sah hinunter zu den Klaubern. Die aus der Heimat kamen und nun wieder nach vorn mußten ins Verderben, wo die Granaten so manchem das Grab schaufeln werden. Feuersteins Lippen waren schon zusammengepreßt, und in seinen Augen mischte Empörung sich felsam mit Güte. Schließlich sagte er jedesmal: „Und ganz nutzlos sollen nun die armen Kerle zugrundegehen! So ein Wahnsinn! Das ist ja ein Verbrechen — ein Verbrechen ist das!“ Dann ging er plötzlich an seinen Tisch und verdeckte sich hinter seinen Papierstößen, erschrocken über die Unvorsichtigkeit seiner Äußerung.

An einem Vormittag, es war Mitte Oktober 1918, erhielten wir einen neuen Ballen Karten geliefert. Pronialek, der Materialunteroffizier war, öffnete ihn gleichmütig, wie er schon zahllose Ballen vorher aufgeschürt hatte, um die verschiedenen Kartenbündel in die entsprechenden Schranzfächer zu verteilen. Auf einmal fängt er an sonderbar schrill zu lachen, unaufhaltbar zu lachen.

„Na, bist du verrückt geworden?!“ protestierte Spirtwiß, der gerade telefonierte, gegen die Störung.

„Ach nicht! Aber anscheinend andere!“ antwortete Pronialek und schlenderte einen

Die Melone

Mark Twain, der berühmte amerikanische Humorist, erzählte gerne folgende Anekdote:

„Als kleiner Junge bemerkte ich eines Tages auf unserer Straße einen Wagen mit Melonen. Da ich niemand in der Nähe sah, trat die Versuchung an mich heran.

Kurz und gut, ich stahl die Melone und rannte um die Ecke, um sie zu verpeisen. Kaum hatte ich aber hineingebissen, ergriff mich unwiderstehliche Neugier. Ich lief zu dem Wagen zurück, legte die Frucht auf ihren Platz — und nahm mir eine reifere!“

Stoß der neuen Generalstabkarten auf Spirito's Tisch, daß beinahe die Flasche mit der grünen Lutschi umgefallen wäre.

Im Nu waren wir alle neugierig um die Kartenblätter verjammelt: Sie stellten nicht mehr Frankreich dar, sondern Wiesbaden, Frankfurt am Main, Mannheim...

Dort also sollte in Zukunft die Front verlaufen, dort sollten wir wieder zu arbeiten beginnen, wenn wir aus diesem Haus hier abtransportiert waren. Dort sollten also nach den Plänen der Obersten Heeresleitung die neuen Schützengrabenecke verlaufen, Fliegerangriffe stattfinden... der ganze Wahnsinn weitergehen!

Es war uns sehr sonderbar zumute. Losowski sagte: „Na, da können wir ja unseren Papierwarenladen im Wirtshaus an der Lahn neu eröffnen!“ Einer antwortete: „Es wird immer heiteler.“ Sonst sprach niemand.

Vorn an der Front soff die Erde Blut.

An diesem Tag geschah unten bei den Ulaubern folgendes:

Auf einer Petroleumtonne stand ein Soldat und las aus einer Zeitung vor, daß in der Heimat „nationale Kreise“ gefordert hatten, daß die Regierung unter keinen Umständen Frieden schließen dürfe, sondern den Krieg bis zum äußersten fortsetzen müsse.

„Wir wollen kämpfen bis zum letzten Blutstropfen, bis zum Weißbluten wollen wir kämpfen!“ wiederholte der Mann auf der Tonne den letzten Satz der Zeitungsmeldung, dann zerriß er die Zeitung und stieg von der Tonne herunter.

Zwei, drei Sekunden lang war Schweigen. Vollkommene Stille der Erbitterung.

Dann schrie einer: Ich nicht! Ich nicht! Dazu sind mir meine Frau und meine Kinder zu lieb! Und er nahm seinen Tornister und ging.

Hemmungslos tobte nun die Wut durch den Hof:

„Sollen sie selber weißbluten! Die Speckköpfe, die verfluchten!“...

Und alle nahmen ihre Tornister und Pakete und gingen davon.

Hundert und etliche Gewehre standen oder lagen verlassen auf dem Hof.

„Sie sagen Nein!“ flüsterte Feuerstein, und nach einer Weile rief er unerwartet laut und bestimmt: „Wenn sie bloß alle Schluß machen wollten! Das wäre doch die einzige Rettung. Wenn ich mir vorstelle, daß mein liebes Freiburg einmal so ansehnen sollte wie Ipern oder Verdun...“

Drei Wochen später sagten sie alle: Nein! Nachdem zehn Millionen Kameraden gefallen waren. W. Vogel.

Die Vasallen der britischen Krone

Seltsamkeiten aus dem Empire

Während man in der gegenwärtigen Krise viel von dem Verhalten der Dominions zur englischen Krone gesprochen hat, hat sich niemand um die Stellung der Fürsten gekümmert, die Teile des britischen Weltreiches beherrschen. Und das hat seinen guten Grund. Denn die Kenntnis dieser kompliziertesten aller Hierarchien ist eine Wissenschaft für sich. Es gibt souveräne Fürsten, deren Vasallität lediglich darin besteht daß Großbritannien auf Grund freier Verträge ihre auswärtigen Angelegenheiten verwaltet, wie es beim Sultan von Oman und den Maharadschas von Nepal und Bhutan der Fall ist. Es gibt Herrscher von Protektoraten auf Grund freier Schutzverträge, wie den Radscha von Sarawal, die Königin von Tonga und die Sultane von Kolweil, Bahrein, Hadramaut und Katala, und es gibt solche, denen diese Protektorschutzverträge aufgezwungen wurden, wie die indischen Maharadschas, den Emir von Beludschistan, den Sultan von Sansibar und den König von Uganda. Es gibt Mandats-Souveräne, wie den Emir von Transjordanien, Vasallen, denen die britische Krone freiwillig einen Teil ihrer Souveränität zurückgab, wie die malaiischen Sultane von Petak, Selangor, Negri Sembilan, Pahang, Kelantan, Trengganu, Kedah, Perlis und Johore, Europäer, die exotische Gebiete des Empire beherrschen, und eingeborene „Souveräne“, die nur noch auf dem Papier regieren, wie die Mehrzahl der Vasallen Indiens.

Milliardäre und Könige ohne Fahrgeld

Die Gesamtzahl dieser Herrscher, die sich der ungeteilten Sympathie aller Briefmarkensammler erfreuen, beträgt rund 800. Aber nur ein kleiner Teil von ihnen ist so reich wie Nawab Sir Mir Osman Ali Khan Bahadur, regierender Nizam von Hyderabad, wie der Maharadscha von Patiala, der Guisowar von Baroda und der Peshwar von Buna, die zu den reichsten Männern des Erdballs gehören. Gleich nach ihnen folgt der Sultan der Bahrein-Inseln, den seine Perlenbänke zum mehrfachen Milliardär gemacht haben, und auch die erst 24 Jahre alte Celine Neufwold, eine abessinische Galla-Sklavin, die ein brasilianischer Multimillionär loskaufte, zu seiner Gattin machte und die seit seinem Tode als Königin über die kleine Insel Tangariru bei Neuseeland regiert, kann sich gewiß nicht über mangelnde Geldmittel beklagen.

Aber schon der Sultan der Malediven-Inseln, der Radscha von Brunei und die Herrscherin von Tripita, die Cunha sind nicht reich genug und der „kleinste“ Vasall, der Engländer H. W. Goodall, der als souveräner Fürst über die — 4 Einwohner der kleinen Insel Pulau Serimbun bei Singapur „regiert“ und sogar eine Flagge in eigenen Landesfarben besitzt, ist sogar ein armer Mann.

Weiß Vasallen

In Europa besitzt die britische Krone — abgesehen davon, daß eine Anzahl Peers seit altersher gewisse Souveränitätsrechte ausüben — nur zwei Vasallen: den Bankier Martin Coles Harriman, der bestimmte Souveränitätsrechte auf der kleinen Kanalinsel Lundy besitzt, und Lady Beaumont, souveräne Fürstin der nor-mannischen Insel Sark, die sogar den Titel „Queen“ führt. In Zentralasien hat der weiße Sultan von Khamistan in Süd-Turkestan, der zum Islam übergetretene Engländer Sam's

Vertram Shelbroke, freiwillig das britische Protektorat angenommen. In Südafrika regiert der Arzt Oliver Jefferson als „König“ über die Bushmänner der Kalahari-Steppe. Eine Frau, Weith Castaires, ist Königin der zentralamerikanischen Bahama-Insel Bahaleca.

Die meisten „weißen“ Vasallen der britischen Krone regieren aber auf den Südseeinseln. Sie rekrutieren sich aus den verschiedensten Nationen. Auf der Fidji-Insel Wataga regiert der Engländer Watson, auf der Bismarckinsel Tabor der schwedische Seemann Karl Pettersson, auf New-Itk die Amerikanerin Ellen Priestley, auf der Hervey-Insel Karobonga-Mik Nouaui Macfee, Tochter eines Schotten und einer Bostoner, auf der Bismarck-Insel Rabakan der frühere Berliner Privatdozent Dr. phil. August Engelhardt, auf Brekau der Amerikaner Robert W. Gathaway, auf Jethu der Dichter Compton Macenzie, auf Radu die Frau Maud Crooker, auf Pitcairn Richard Christian, ein direkter Nachkomme der Reuterer der „Bounty“.

Die einsamste Königin der Welt

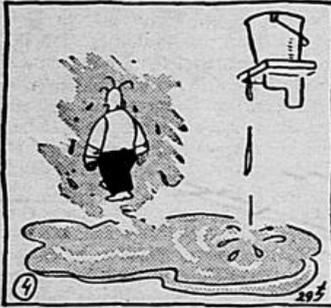
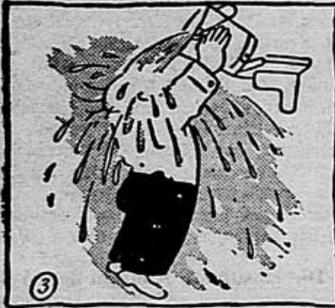
Der einsamste und gleichzeitig seltsamste dieser Vasallenstaaten ist aber die ungefähr in der Mitte zwischen Südafrika und Südamerika liegende Insel Tristan da Cunha. Im Jahre 1860 proklamierte sich der englische Abenteurer Thomas Currie zu ihrem König. 1818 erklärte England die Insel als britisches Besitz, ließ aber im übrigen das Gefüge der kleinen Monarchie unangefastet. Einer der letzten Könige, William Graft, gab seinen etwa 100 Untertanen sogar eine moderne demokratische Verfassung, und sein Nefte, der anglikanische Geistliche Harold Wilder, übertrug den Thron dann auf die jetzt regierende Königin Mary Keppit. Sie herrscht zwar nur über etwa 120 Menschen, die alljährlich zu Weihnachten schließlich auf das englische Lebensmittelschiff warten, und sie ist auch sonst nicht reich, aber sie besitzt trotzdem nicht nur das Recht zur Ausgabe eigener Briefmarken, sondern sogar eine (vom König von England geschenkte) Radio-Sendestation. M.F.P.

Alkoholfreie Festgetränke für jung und alt

Es ist eine alt hergebrachte Sitte oder besser Unsitte, bei allen festlichen Gelegenheiten alkoholische Getränke zu genießen. Zu Weihnachten und Silvester sind besonders Punsch und Bowlen beliebt und ihre Zubereitung ist eine besondere Kunst.

Herrliche Bowlen kann man aber auch aus alkoholfreien Fruchtjäften herstellen, die auch die Kinder bekommen können und die keinen Rausch und keinen Magenjammer verursachen.

Für die Bereitung gelten dieselben Regeln, nur daß statt Wein untergorene Süßholzwurden verwendet werden, wie z. B. Apfelsaft, Traubensaft, Johannesbeerensaft usw. Sie enthalten wertvolle Mineralstoffe, Vitamine und den natürlichen Fruchtzucker, der bei der Gärung in Alkohol und Kohlenstoffäure verwandelt wird. Deshalb braucht man natürlich weniger Zucker. Süßholzwurden aus Apfeln und Trauben werden in herborogender Qualität bei uns hergestellt; Bowlen schmecken am besten recht kalt, ein Zusatz von Sodawasser



Copyright P. L. B. Sax & Copenhagen

Adamson bekommt seinen Willen

oder Mineralwasser verbessert und verbilligt sie. Anbei einige Rezepte:

Familienpunsch: Ein Liter Tee, die gleiche Menge Apfel- oder beliebigen Obstsaft, Saft einer Orange oder Zitrone, Zucker nach Geschmack. Dazu etwas Gewürz (Nelken und Zimt) und auf dem Herd ziehen lassen. Heiß auftragen.

Orangensowle: Schale von drei Orangen abreiben, mit Zucker vermischen und mit einem viertel Liter Apfelsaft über Nacht stehen lassen. Dann durchsieben, mit Apfelsaft verdünnen, fügen nach Geschmack und kalt stellen.

Orangensowle 2: In einem Liter Apfel- oder Traubensaft gibt man eine kleine Flasche Orangabö. Eine Orange und eine Zitrone schält man, schneidet sie in ganz feine Scheiben, zuckert und stellt die Bowle für einige Stunden kalt. Vor dem Genuss zwei Flaschen Sodawasser dazu geben.

Ananassowle: Eine Büchse Ananas fein schneiden, mit Apfelsaft beziehen und stehen lassen. Dazu eine Flasche Traubensaft, etwas Zitronensaft und Zucker nach Geschmack, recht kalt servieren.

Eierpunsch: Etwas Gewürz löst man und läßt es ziehen (Nelken, Zimt). Im Schneefessel schlägt man über hartem Feuer einen halben Liter Apfel- oder Traubensaft, etwas Tee, 12 Eßl. Zucker, Saft von zwei Zitronen, das Gewürzwasser und 4 Eier. Bis der Schaum sich hebt, an den Rand des Ofens ziehen und weiter schlagen unter Zusatz von etwas Kirschen- oder Preiselbeer- oder Zitronensaft.

Pfirsichbowle: 4 große Pfirsiche, Konferven, begiebt man mit einem halben Liter Apfelsaft und ebensoviel etwas verdünntem Himbeersaft. Dazu etwas fein geschnittene Zitrone und Zucker nach Geschmack. Wenigstens zwei Stunden kalt stehen und ziehen lassen, vor dem Genuss eine Flasche Soda oder Mineralwasser dazu.

Amerikana

Berlechte Ehre.

Peter Dascalos, Schuhwarenbesitzer in Des Moines (Iowa), hat den Pfarrer Elias Kaufis von der griechisch-orthodoxen St. Georgskirche wegen Verleumdung verklagt und verlangt 10.000 Dollars Schadenersatz. Der Pfarrer hatte in der Kirche verkündigt, Dascalos sei „verdammnt“.

Mangelnde Qualifikation.

Frau Mary Brophy, Lehrerin, zuletzt Angestellte des New Yorker Volksschulrektors, mußte von ihrem Posten zurücktreten, weil sie herausstellte, daß sie zweiundzwanzig Jahre lang auf Grund der Zeugnisse einer anderen Lehrerin gleichen Namens ihren Lehrerberuf (befriedigend) ausgeübt hatte.

Generalalarm.

In Tulsa (Oklahoma) wurde die Feuerwehr alarmiert: „Alle Wagen ausrücken! Ein Mann verprügelt seine Tochter!“ Der ganze Bereitschaftsdienst brauchte los in Richtung Kriegsschauplatz. Nach Minuten später machte ein Schuttmann seinen Rapport: „Wir haben Nachforschungen angestellt. Es wurde kein Verbrechen festgestellt. Die Tochter hatte gewonnen.“

Brandunglück.

Mister McElligot in New York, Kommissar für das Feuerwehrewesen, Vorkämpfer moderner Feuerlöscher- und Feuerbekämpfungsmethoden, mußte Krankheitsurlaub nehmen. Er hatte bei einem Familienfest Feuerwerk und zum Teil sich selbst verbrannt.

Grenzkonflikt.

Die Grenzpolizei in Calneba (Nevada) hat entdeckt, daß die Theke einer bestimmten Bar in Nevada steht, während ihre Tischchen in Kalifornien sind. Daraufhin verhaftete sie den Kellner George Polus, der die Gäste bediente, weil er ohne Lizenz Alkohol aus Nevada nach Kalifornien importiert hatte.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönbau.

SCHACHAUFGABE Nr. 315.

Wir bringen heute wieder eine Mottoaufgabe, in der Reihenfolge die 7.

Motto „Leichtsin“.

Schwarz: Kd6, Te7, Ld8, Sa5, c3, Bg5. (6)



Weiß: Kg6, De4, Tf7, La8, d4, Sa7, e6, Bg4. (8)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen und Bewertungen sind bis spätestens 5. Jänner 1937 an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 312: Sd2-c4!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Tepper Franz, Karlsbad; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Dinnebiel Emil, Tetschen; Sturm Heinrich, Brünn; Nitsch Rosa, Trupschitz; Schöffel Anton, Schöbritz; Chroust Karl, Billin; Klotzig Rudolf, Strache Karl, Pfeifer Ernst, Strache Rudolf, Jungmann Karl, sämtlich Großpriesen; Bretschneider Otto, Drakowa; Hahl Erwin, Tyle Vladimir, Schindler Robert, Chmizak Teo, Lohmüller Hans, Hofeld Otto, Freundl Anton, sämtlich Neustadt; Triltsch Gustav und Scharoch Franz, Wisterschan; Havel Franz, Modlan; Steinwitz Hans, König Anton, Walter Ludwig, sämtlich Kwitkau; Hyna Josef, Hostomitz; Wanioek Franz, Hertine.

Zu den ersten 6 Mottoaufgaben sind bis jetzt 8 Bewertungen eingelangt. Da noch im Jänner Mottoaufgaben erscheinen werden, ersuchen wir unsere Löser, sich noch zahlreicher an den Bewertungen zu beteiligen.

PARTIE Nr. 119.

Gespielt im Fernturnier des Schweizer A.-S.-B. Weiß: H. Gfeller. Schwarz: P. Knobel.

Spanische Partie.

- 1. e9-e4 e7-e5
- 2. Sg1-f3 Sg8-c6
- 3. Lf1-b5 a7-a6
- 4. Lb5-a4 d7-d8
- 5. 0-0 Am schärfsten gilt heute c4!
- 6. --- Lc8-d7
- 7. d2-d4? b7-b5!
- 8. La4-b3 Sc5xd4
- 9. Sf3xd4 e5xd4
- 10. c2-c3

DXd4 kostet nach c5 eine Figur. Die Frage des Weißen, ob das Bauernopfer korrekt sei, ist bald beantwortet. Weiß hat nichts Besseres. Folglich muß seine Spielführung früher mangelhaft gewesen sein.

- 9. --- d1xc3
- 10. Sb1xc3 Sg8-f6
- 11. f2-f4! Ld7-e6? Tempoverlust.
- 12. Lb3xe6 f7xe6
- 13. Dd1-f3! d6-d5
- 14. e4-e5 Lf8-c5+
- 15. Kc1-h1 Sf6-d7
- 16. Df3-h3 Dd8-e7
- 17. Le1-d2 c7-c6?

Auch nicht unbedingt nötig. Nach 0-0! war das schwarze Spiel sicher verteidigungsfähig.

- 18. Sc3-e2 Lc5-b6?

Alles Tempoverluste. Es kam immer noch 0-0 in Betracht.

- 19. Ta1-c1 0-0
- 20. a2-g4! Tf8-d8?
- 21. f4-f5! e6xf5
- 22. g4xf5 Sd7xe5

Wird hübsch widerlegt. Ob aber noch eine genügende Verteidigung vorhanden war, wagt man zu bezweifeln.

- 23. Sd2-f1! Td8-e8
- 24. Sf4-e5! aufgegeben.

Einiges hätte sich Schwarz schon noch zeigen lassen dürfen, obson der weiße Angriff stärker ist, als man auf den ersten Blick glaubt. Den Angriff hat Weiß stark und erfinderisch gespielt; um aber damit durchzudringen, brauchte er unbedingt die schwache Verteidigung des Gegners.